

ROSLUND / HELLSTRÖM

2 STUNDEN

THRILLER

blanvalet

Buch

Eines Morgens wird Ewert Grens in ein Stockholmer Krankenhaus bestellt. In der Obduktion ist eine Leiche aufgetaucht, zu der keine Akte existiert. Der Fall gibt Rätsel auf. Wer ist der Tote und wer hat ihn dort eingeschleust? Underdessen ist Geheimagent Piet Hoffmann erneut untergetaucht. Er muss einen allerletzten Auftrag ausführen, bevor er sein altes Leben für immer hinter sich lassen kann. Zofia und die Kinder vermissen Piet. Als er endlich zu ihnen nach Schweden zurückkehrt, ahnt er nicht, dass seine Familie ihm bald entrissen werden wird ...

Autoren

Anders Roslund, der für seinen investigativen Journalismus mit mehreren Preisen ausgezeichnet wurde, ist einer der anerkanntesten skandinavischen Krimiautoren unserer Zeit und Teil des international erfolgreichen Autorenduos Roslund & Hellström, das viele wichtige Preise erhielt, u. a. den CWA International Dagger, den Skandinavischen Krimipreis und den Preis der schwedischen Krimiautoren. Die Thriller um ihren Undercoveragenten Piet Hoffmann werden gerade in Hollywood verfilmt.

Börge Hellström ist 2017, noch vor Fertigstellung der Piet-Hoffmann-Reihe, verstorben. Abgesehen von seiner Autorentätigkeit war er ein gefragter Berater in schwedischen Fernsehsendungen zum Thema Drogenabhängigkeit und Jugendliche im Strafvollzug.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

ROSLUND / HELLSTRÖM

DREI STUNDEN

THRILLER

Deutsch von Kerstin Schöps

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Tre timmar« bei Piratförlaget, Stockholm.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage

Copyright © 2018 by Anders Roslund

Published by agreement with Salomonsson Agency

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München.

Redaktion: Joern Rauser

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: mauritius images/Alamy RF/RooM the Agency Mobile

KW · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

ISBN 978-3-641-23170-5

V002

www.blanvalet.de

*In Gedenken an
Börge Hellström,
meinen lieben Kollegen und Freund.*

ERSTER TEIL

DER, DER NEBEN mir liegt, ist vor ein paar Tagen gestorben. Wenn ich ihn berühre, wenn ich meine linke Hand so weit es geht ausstrecke und seine Wange berühre, ist sie kalt und leblos, so wie sich der Tod anfühlt.

Aber der, der auf der anderen Seite liegt, ist schon lange tot. Fast vom Beginn der Reise an. Er war einer der Ersten, den Ältesten bleibt am wenigsten. Und der, der unter mir liegt, also *direkt* in der nächsten Schicht unter mir, hat noch bis vor ein paar Stunden schwer und langsam geatmet, aber dann hat meine Unterlage, die mich ans Meer erinnerte, damit aufgehört, so sanft zu schaukeln.

So still.

Abgesehen von einem Kratzen an der hinteren Wand, als würde etwas Spitzes über Metall gezogen werden.

Ich würde gerne rufen, fragen.

Aber der Sauerstoff reicht wahrscheinlich nicht.

Ich habe noch Hoffnung – vielleicht ist da jemand, der nicht aufgegeben hat.

SO SCHÖN.

Ein weißer, Dampf ausstoßender und sanft dahingleitender Schärenkreuzer auf dem glatten Wasser der Ostsee fuhr dort unten vorbei. Möwen und Seeschwalben folgten ihm, jagten den Schaumkämmen hinterher, tauchten ab und zu ein und flogen dann mit ihrer zappelnden Beute im Schnabel davon. Ein Junimorgen mit zaghafter Sonne, die das etwas zerknitterte Gesicht wärmte – das Leben konnte fast nicht besser sein.

Ewert Grens saß auf dem Stein, auf dem er jeden Samstagmorgen saß.

Ein mittelgroßer, relativ flacher Felsen, den die Zeit geschliffen und geformt und zuvor an genau diese Stelle geschoben hatte, damit sich ein groß gewachsener und mittlerweile gealterter Körper dort niederlassen konnte.

Sein Sitzplatz direkt beim Pflegeheim und vor dem Fenster, das so lange ihr Fenster gewesen ist. Dort hatte sie jeden Tag gesessen, fast dreißig Jahre lang hatte sie von dort aus nach einem Leben Ausschau gehalten, an dem sie selbst nicht mehr hatte teilnehmen können. Ihrem gemeinsamen Leben. Jetzt lebte ein anderer Mensch in ihrem Zimmer, den er aber nicht kannte.

»Kommissar Grens?«

Er zuckte zusammen. Die Stimme. Das war die Stimme aus der Vergangenheit.

»Einen Augenblick, ich komme zu Ihnen runter.«

Sie hieß Susann, hatte vor vielen Jahren als Altenpflegerin angefangen und sich rührend um Anni gekümmert. Dann hatte sie Medizin studiert, war schließlich Oberärztin geworden und hatte sich auf Geriatrie spezialisiert. Sie kam mit großen, kraftvollen Schritten aus dem neuen Eingang des Pflegeheims an der Schmalseite des Gebäudes auf ihn zu und stellte sich vor ihn, versperrte ihm die Sicht.

»Als wir uns das letzte Mal unterhalten haben, hatten Sie zwölf Samstage hintereinander unter ihrem Fenster gesessen. Damals habe ich beschlossen, Sie nicht daran zu hindern. Aber das ist ... ist das jetzt vier Jahre her? Und Sie sitzen immer noch hier.«

»Ich bin schon zwischendurch aufgestanden.«

»Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen damals gesagt habe? Dass Sie sich damit großen Schaden zufügen? Dass Sie Ihre Trauer zum Lebensinhalt gemacht haben, für die Trauer leben und nicht mit ihr? *Dass Ihre schlimmste Befürchtung schon eingetreten ist.*«

»Ich erinnere mich genau – an jedes einzelne Wort.«

»Aber die Worte scheinen Sie nicht besonders beeindruckt zu haben.«

Ewert Grens tat das, was er immer tat – er sah zu dem Fenster hoch, in dem eine Lampe brannte. Um diese Tageszeit hatte Anni immer geschlafen. Sie hatte immer gern lange geschlafen, obwohl ihre Tage ausschließlich aus Ruhe bestanden.

»Ich weiß, dass sie nicht mehr lebt.«

»Was ich damals auch noch gesagt habe, Herr Kommissar, war, dass ich Sie hier niemals wiedersehen möchte.«

Er stand von seinem Felsen auf, der wie ein Stuhl geschnitten war.

»Und ich weiß, dass Sie es nur gut mit mir gemeint haben.«

Er lächelte.

»Aber ich werde auch in Zukunft hier sitzen. Jeden Samstagmorgen in der Dämmerung, auch die nächsten vier Jahre.«

Er ließ die junge Frau stehen, die so viel klüger war, als er es jemals gewesen ist und sein würde, und ging zu seinem Wagen auf dem kleinen, noch verwaisten Parkplatz. Gerade wollte er seine Tür öffnen, als er sich besann und sich noch einmal zu ihr umdrehte.

»Weil es verhindert, dass ich verrückt werde. Verstehen Sie das?«, rief er ihr zu.

Sie sah ihn lange an, die eine Hand auf dem Geländer, das zum Eingang führte. Dachte nach. Dann nickte sie und ging rein.

Grens fuhr über die Insel, die vor Stockholm lag und erst langsam aus dem Schlaf erwachte, und auf die Lidingöbro, wo er auf dem Rückweg immer anhielt, auf dem Seitenstreifen mitten auf der Brücke, um ein letztes Mal in dem glitzernden Wasser zu versinken. Er hatte schon das Fenster heruntergekurbelt und den morgenmüden Wind im Gesicht gespürt, als das Funkgerät auf dem Armaturenbrett knackte und einen Anruf meldete.

»Ewert?«

Ausgerechnet. Wilson, sein Chef, der eigentlich über genügend Verstand verfügen müsste, ihn jetzt nicht zu stören.

»Hallo, Ewert?«

Er ließ ihn rufen. Das hier war seine Stunde.

»Ewert, ich habe versucht, dich auf dem Handy zu erreichen, das ist ausgeschaltet. Wenn du das hier hörst, geh dran oder ruf mich an. Ich habe einen Notruf reinbekommen und möchte, dass du das machst. Und zwar nur du.«

Rechts neben dem Funkgerät befand sich der Kassettenspieler, nach dem er wochenlang gesucht hatte, als sein Vorgänger beschlossen hatte, seine letzten Töne von sich gegeben zu haben. Der Markt ertrank nämlich leider nicht in Angeboten für funktionierende Kassettenspieler für PKW, er war sogar schon Verkäufern begegnet, die gar nicht wussten, wovon er sprach. Schließlich war eine Schrottfirma außerhalb von Strängnäs seine Rettung gewesen. Zwei Lieder. So lange würde er dort sitzen bleiben. So lange saß er immer dort. Mit oder ohne Notruf.

Liebeskummer lohnt sich nicht, my darling

Schade um die Tränen in der Nacht

Siw Malmkvist. Ein Mischtape nur mit Liedern von ihr. *Tunna skivor* – *Liebeskummer lohnt sich nicht, mein Darling* war sein absoluter Favorit, dann kam *För sent skall syndarn vakna*, eine vergessene Perle.

Als du mich das erste Mal im Stich gelassen hast, ging ich heim und weinte auf meiner Chaiselongue

Ihre schöne Sechzigerjahre-Stimme beruhigte ihn, über die Texte mochten die Menschen in seiner Umgebung zwar lachen, aber alle kannten sie, und sie gehörten irgendwie dazu, denn er achtete gar nicht mehr auf die Verse, die zum Teil unsinnig waren, sondern lehnte sich an ihnen an.

»Ewert? Antworte ...«

Wieder störte das Funkgerät. Wilson.

»... verdammt!«

Siw Malmkvist hatte ihre Lieder fertig gesungen, seine kurze Pause mitten auf der Brücke war beendet – wie auch der morgendliche Besuch auf seinem Felsen in Annis ehemaliger Welt – und hatte ihn mit ausreichend Kraft für den Tag und die nächste Woche ausgestattet.

Darum antwortete er.

»Ja, Grens hier.«

»Ewert, verdammt, wo bist du gewesen ...«

»Ich wiederhole, Grens hier.«

Erik Wilson verstummte, Grens hörte, wie sich sein Vorgesetzter räusperte, zweimal sogar, und dann in einer veränderten Tonlage weitersprach.

»Ewert, ich möchte, dass du jetzt direkt zum Krankenhaus Södersjukhus fährst. Ohne hier in Kronoberg vorbeizukommen. Um genauer zu sein, du sollst direkt in die Leichenhalle fahren.«

Ewert Grens hatte die Brücke verlassen und fuhr auf der Ringstraße um die Stadt herum, was viel schneller gehen würde.

»In die Leichenhalle?«

»Die Sektionsassistentin hat dort vor einer halben Stunde eine Leiche entdeckt. Eine männliche.«

»Das klingt eigentlich ... ganz okay. Weil die doch dort untergebracht werden, oder? Die Toten. War das alles?«

»Es ist ein Toter zu viel.«

»Du sprichst in Rätseln, Wilson.«

»Es ist eine Leiche zu viel.«

»Dadurch ist es jetzt nicht verständlicher geworden.«

»Als die Sektionsassistentin – deren Schicht kurz nach sechs angefangen hat – ihre erste Runde durch den Kühlraum machte, fiel ihr auf, dass da etwas nicht stimmte. Als dieses Gefühl auch bei der zweiten Runde nicht verschwand, hat sie die Toten durchgezählt. Als sie gestern Abend gegangen war, hatte sie siebzehn Leichen gezählt. Im Laufe des Abends und der Nacht sind fünf hinzugekommen. Es dürften also nur zweiundzwanzig Körper vorhanden sein.«

»Ja?«

»Dreiundzwanzig. Aber es waren dreiundzwanzig Leichen, wie oft sie auch durchzählte.«

Kommissar Grens fuhr auf die Überholspur und erhöhte seine Geschwindigkeit.

»Dort liegt also einer, Ewert, der nicht da sein dürfte. Eine Leiche, die niemand registriert hat. Ein Toter ohne Identität und ohne Geschichte. Einer, den es überhaupt nicht gibt.«

NOCH EINEN ATEMZUG.

Wenn ich ganz langsam einatme, dann den Atem solange es geht anhalte und nur ganz wenig wieder ausatme, vielleicht hält die Luft dann länger.

Ich glaube, wir liegen hier schon seit drei, vier, vielleicht auch schon seit fünf Tagen. Es ist vollkommen dunkel, das kleine Loch, durch das sie uns am Anfang beobachtet haben, ist jetzt weg. Und ich habe die Zeit verloren, aus Sekunden sind Stunden geworden und Tage – Morgen und Abend sind gleich dunkel.

Schon länger habe ich keine Bewegung mehr gespürt.

Das letzte Mal, das war in dem Augenblick, als die Kiste, in der wir liegen, hochgehoben wurde und eine Weile in der Luft schwebte, hin und her schaukelte, bis sie schwer auf dem Boden aufschlug, wobei der Aufprall von den vielen Schichten aus Körpern unter mir aufgefangen wurde.

Ein riesiger Sarg, der zur letzten Ruhe in ein Loch gesenkt wird. So hatte sich das angefühlt.

IM FLUR DER Notaufnahme standen die Patienten dicht an dicht an den Wänden, weil die Stühle im Wartezimmer alle besetzt waren, dazwischen hatten die Schwestern Betten mit Verletzten geschoben, die in keinem Behandlungszimmer Platz hatten. Einer dieser Morgen eben. Schießerei, Überfall und eine Massenkarambolage auf der südlichen Ringstraße. Ewert Grens hätte den Haupteingang nehmen sollen, hatte aber aus alter Gewohnheit bei der Notaufnahme zwischen zwei Rettungswagen geparkt. In einem der Operationssäle der Notaufnahme hatte er das letzte Mal eine vorrübergehende Sonderkommission eingerichtet, nachdem der Notruf direkt aus der Leichenhalle gekommen war. Aus Verzweiflung hatte eine Prostituierte damals alle Räume mit Sprengsätzen versehen und die Ärzte und Studenten als Geiseln genommen. Wieder hetzte er durch die vertrauten Flure, aber sein Gefühl war jetzt ein anderes. Damals war es um Leben und Tod gegangen. In diesem Fall war der Tod längst eingetreten und hatte den Weg dorthin sogar allein gefunden.

Eine Leiche zu viel.

Ein Toter zu viel.

»Guten Morgen.«

Die Sektionsassistentin, eine Frau um die fünfzig, wartete wie versprochen vor der schweren Eisentür der Leichenhalle auf ihn. Ihre Augen strahlten Wärme und Neugier aus, ihre Lippen umspielte ein sanftes Lächeln. Grens konnte nicht fassen, wie jemand, dessen Beruf darin bestand, Menschen zu zerschneiden und zu zersägen, selbst so voller Leben stecken konnte.

»Laura – ich hatte angerufen.«

Sie trug einen weißen Kittel mit einer Art Plastikschrürze als zweiter Haut und einen Mundschutz, der unter ihrem Kinn hing. Sie streckte ihm die Hand hin, nachdem sie sich das doppelte Paar Schutzhandschuhe ausgezogen hatte.

»Keine Sorge, ich bin noch lupenrein sauber, die erste Obduktion muss ein bisschen warten.«

Grens erwiderte den Händedruck und wurde gleich aufgefordert, ihr

einen schmalen Gang hinunter zu folgen, an einem Büro und einem Archivraum vorbei. Dann standen sie im Obduktionssaal.

»Es war ein Morgen wie jeder andere. Eine Tasse Kaffee – oder, wenn ich ehrlich sein soll, waren es sogar mehrere. Dann habe ich die Unterlagen der Neuzugänge überprüft, um die Patienten auf Eisenwannen in die Kühlfächer umzusetzen. Ich nenne sie Patienten. Weil ... Tote, Leichen oder auch nur Körper, ich weiß nicht, ich finde, das klingt so unwürdig.«

Sie öffnete die Tür zu dem bedeutend größeren Raum hinter dem Obduktionssaal. Dem Kühlraum. Scharfes Licht und acht Grad, zumindest laut Thermometer, das auf einem der Arbeitstische lag. Die Eisenwannen, von denen sie gesprochen hatte, waren aus Stahl und kamen in eine der Kühlboxen, die jeweils über zwölf Fächer auf drei Ebenen verfügten. Die Kühlboxen standen auf Rädern, sodass man auch sie dicht an die weiß gekachelten Wände schieben konnte.

»Drei ältere Männer, eine junge Frau und ein sechsjähriges Kind. Das waren die Neuzugänge. Ich habe sie einen nach dem anderen in den Kühlfächern untergebracht. Dafür gibt es einen Kran, damit wir uns den Rücken nicht kaputt machen.«

Ein sonderbarer Geruch.

Der im Obduktionssaal noch aufdringlicher gewesen war.

Fleisch. Genauso roch es. Nach Fleisch.

»Es war ein Morgen wie jeder andere. Bis ich sie in die Kühlfächer umgesetzt habe und mir ... ja, bis mir klar wurde, dass es zu viele sind. Also, zu viele Patienten.«

Die Kühlbox, vor der sie standen, hatte vier belegte Fächer von insgesamt acht. Leblose Körper in weiße Laken gehüllt, auf denen kleine rote Namenszettel befestigt waren.

»Ich habe dreimal durchgezählt. Habe immer wieder meine Unterlagen mit den Einträgen im Rechner verglichen, aber es stimmte nicht. Einer war zu viel. Also habe ich sie alle rausgezogen, so wie den hier, die Namensschilder kontrolliert, dann das Gesicht und schließlich – wenn das nicht ausreichte – die besonderen Kennzeichen abgeglichen.«

Sie lächelte. Ein Lächeln in dieser Umgebung und unter solchen Umständen hätte bei jedem anderen morbide oder sogar wahnsinnig wirken können. Aber nicht ihr Lächeln. Ewert Grens stand neben einem Menschen, der Ruhe ausstrahlen wollte. Der begriff, dass sich die Besucher

der Leichenhalle selten wohl fühlten. Und es gelang ihr, ihr Lächeln war warm und aufrichtig, und tatsächlich entspannte er sich. Normalerweise versuchte er bei seinen Aufenthalten in den Leichenhallen der Stadt – und als Kriminalkommissar einer Großstadt musste er häufiger im Haus der Toten vorbeischaun – sein Unbehagen mit Übersprunghandlungen zu vertuschen und packte dann durchaus mal einen Fuß oder sagte etwas Lustiges oder sogar Sarkastisches. Aber das musste er jetzt nicht. Als sie eine der Eisenwannen herauszog, ganz rechts unten, auf der der weiß umhüllte Körper eines ausgewachsenen Menschen lag, begleitete ihn ihre Ruhe.

»Hier liegen die, die noch nicht obduziert wurden. Die muss ich vorbereiten, die Organe entfernen, damit der Pathologe die Todesursache ermitteln kann.«

Grens hatte die rostfreien Schalen gesehen, in denen alles aufbewahrt wurde, bevor man es dann zurück in den Körper legte – alle Einzelteile, die zusammen einen Menschen ausmachten.

»Hier. Das ist der Patient, der nicht unser Patient ist. Der dieser eine zu viel ist.«

Sie zog das weiße Laken zur Seite. Und dort lag er. Dunkelhäutig mit einer Pigmentveränderung am Hals, das war deutlich zu sehen, obwohl die Haut Kraft und Leben verloren hatte. Er trug sein Haar ganz kurz und war ziemlich abgemagert, um die dreißig. Zumindest war das Grens Schätzung, aber der Tod spielte der Zeit nicht selten einen Streich.

»Nackt, wie die anderen auch. In ein Laken gehüllt, wie die anderen auch. Sogar ein roter Namenszettel ist angebracht worden, allerdings mit einer unleserlichen Handschrift. Aber er ist weder von mir noch von einem der Kollegen angenommen und registriert worden. Und definitiv hat er gestern auf keiner der Bahren gelegen. Ich habe sie zwar nicht gezählt, aber ich weiß es. Das ist mein Job. Mir bedeuten diese Patienten genau so viel wie die lebenden Patienten den Krankenschwestern und Ärzten oben auf den Stationen. Ich nehme sie ernst.«

Die Sektionsassistentin Laura legte ihre Hand auf Grens Arm. Vielleicht, um ihren Worten noch mehr Nachdruck zu verleihen. Vielleicht war sie auch verunsichert, weil sie nicht verstand, was sie da vor sich sah. Oder weil sie wusste, dass diese Geste ihre Besucher beruhigte. Ganz gleich, aus welchem Beweggrund sie gehandelt hatte, Grens ließ ihre Hand

dort liegen, obwohl er immer sehr bemüht war, jede Form von Körperkontakt zu vermeiden.

In einem Raum voller Toten. Allein. Und es fühlte sich fast gut an.

»Ist das schon einmal passiert?«

»Was denn, Herr Kommissar?«

»So ein unidentifizierter Körper?«

»Noch nie.«

Er beugte sich zu dem Gesicht hinunter, das ihn nicht mehr sehen konnte, hob dann eine Ecke des Lakens an und entblößte den ganzen Körper.

Unverletzt. Zumindest äußerlich.

Ein auf den ersten Blick gesunder Mensch, der keiner äußerlichen Gewalt ausgesetzt wurde.

Ewert Grens sah sich in dem kalten, unpersönlichen Raum um.

Wer bist du?

Warum bist du gestorben?

Und ... wie zum Teufel bist du hierhergekommen?

ICH HABE IHREN Namen gerufen.

Alyson. Alyson.

Ich weiß, dass wir nicht sprechen dürfen. Das haben sie gesagt. Aber ich musste, denn seit Tagen habe ich keine Atemzüge gehört, und auch das metallische Kratzen ist verstummt, außerdem war aus Geruch Gestank geworden, Verwesung, ich war gezwungen zu rufen.

Alyson.

Sie antwortete nicht.

Darum habe ich nochmal gerufen, nach allen, meine Stimme ist sofort verschluckt worden. Und ich habe keine Antwort bekommen.

Vielleicht trauen sie sich nicht.

Vielleicht bin ich ganz allein, obwohl wir so viele sind.

Vielleicht bin ich sogar der Einzige, der noch lebt.

WAS FÜR EIN merkwürdiger Morgen.

Was so schön angefangen hatte, an seinem ganz persönlichen Platz auf einem Stein vor Annis ehemaligem Fenster, hatte sich in eine Reise verwandelt, dem Transport eines toten Unbekannten von einem Leichenhaus ins andere zu folgen. Aus dem Notruf am frühen Morgen war eine polizeiliche Ermittlung geworden und musste deshalb in der Gerichtsmedizin in Solna fortgesetzt werden.

Rund eine Stunde später stand Ewert Grens unter einer Lampe, deren scharfes Licht auf eine Pritsche aus glänzendem Material gerichtet war, auf einen jungen Männerkörper, der noch keinen Namen hatte.

»Vollständig ausgebreitete Leichenflecke. Maximale Leichenstarre. Aber der Ringmuskel am Auge reagiert deutlich auf Strom. Und hier, Ewert ...«

Ludvig Errfors, der Gerichtsmediziner, der im Lauf der Jahre zu einem der wenigen gehörte, auf die sich Grens verlassen konnte, führte die Spritze an das Auge des Namenlosen, drückte sie in die Pupille, füllte sie und leerte den Inhalt in ein Teströhrchen.

»... wenn ich den Kaliumgehalt des Glaskörpers messe, kann ich erkennen, dass er erhöht ist. Ich tippe auf ... ungefähr einen Tag. Fünfundzwanzig, vielleicht dreißig Stunden. Davor hat er seinen letzten Atemzug getan.«

So schnell ging es, Ruhe durch Unruhe zu ersetzen.

Der angenehme Friede, den Ewert Grens beim Anblick der warm lächelnden Sektionsassistentin empfunden hatte, wurde von der Rastlosigkeit zerschlagen, die sein ständiger Begleiter geworden war.

»*Wann* er gestorben ist, verrät mir aber nicht das Geringste darüber, wer er ist.«

»Im Weiß der Augen und unter den Augenlidern sind kleine Einblutungen.«

»Ja?«

»Er ist erstickt, Ewert.«

»*Wie* er gestorben ist, verrät mir auch nicht das Geringste darüber, wer er ist.«

Und als sich die Unruhe und die Rastlosigkeit in die Wut verwandelten, die immer in ihm lauerte, wandte er sich von der Pritsche und dem hellen Licht ab und marschierte in einem Raum auf und ab, der noch mehr nach Fleisch roch als der vorherige, schlug mit der Hand hart auf einen Rolltisch, der ebenso glänzte wie alles andere auch, erzeugte ein metallisches Geräusch, das widerhallte.

»Verdammt, Errfors – gib mir etwas, das auf seine Identität verweist! Das mir verrät, woher er kommt. Wer er ist.«

Der Gerichtsmediziner stand noch immer über das leblose Gesicht gebeugt, genauso entspannt wie zuvor, weder überrascht noch verängstigt. Sie hatten zusammen schon mehrere hundert Leichen begutachtet, aus der Furcht des Kommissars vor dem eigenen Tod wurde in diesen Räumen, wie bei so vielen anderen, Aggressivität, zwei Seiten desselben Gefühls.

»Afrika.«

»Afrika ist ziemlich groß.«

»Ziemlich weit im Westen, Ewert, und ziemlich weit im Norden. Aber er kommt nicht aus den Ländern, die direkt an den Atlantik und das Mittelmeer grenzen.«

Der unruhig hin und her marschierende Kommissar hatte die rechte Hand zu einem weiteren Schlag gehoben, diesmal auf einen Haufen von Plastikschürzen zielend, eine Bewegung, die in der Luft gefror, als Ludvig Errfors die beiden Kiefer des Namenlosen mit Kraft auseinanderdrückte und auf eine weiße Zahnreihe im Oberkiefer zeigte.

»Siehst du das? Die Flecken auf dem Zahnschmelz? Das ist Fluorose. Er ist in einer Gegend aufgewachsen, in der das Grundwasser einen sehr hohen Gehalt an Fluorid aufweist.«

Ewert Grens trat näher. Weiße Punkte auf weißen Zähnen. Große Punkte. Überall.

»Fluorid ist eigentlich gut für die Zähne, Ewert, es baut die Zähne auf – aber in einem solchen Ausmaß wird es schädlich.«

»Einen hohen Fluoridgehalt gibt es doch irgendwie überall.«

»Aber nicht *so* hoch. Und wenn wir uns den Rest anschauen, dann haben wir ...«

Der Gerichtsmediziner klopfte mit einem Metallstab die Zähne ab.

»... gesunde, starke Zähne. Bis wir hierhin kommen.«

Zwei Eckzähne. In einer Farbnuance, die alles andere als weiß war.

»Wir nennen das *bis zum Grund abgebrannt*. So stark von Karies betroffen, dass man sie nicht mehr retten kann. Wäre er zu einem Zahnarzt gegangen, hätte man sie ihm gezogen. Aber das hat er nicht getan. Er war bei keinem Zahnarzt. Noch nie in seinem Leben.«

Er presste die Kiefer wieder zusammen, auch das schien viel Kraft zu erfordern.

»Ich habe das bei mehreren Obduktionen von Menschen erlebt, die in Afrika aufgewachsen sind. Phantastische Zähne trotz null Zahnpflege. Und zugleich massive Schäden an einigen. Dies, in Verbindung mit der Fluorose – die weißen Flecken auf dem Zahnschmelz – und natürlich auch mit seinem Aussehen, deutet auf Westafrika hin, möglicherweise Zentralafrika.«

Ewert Grens blieb lange an der Seite des Gerichtsmediziners, länger als eigentlich erlaubt, wenn eine menschliche Leiche sukzessiv zerlegt wird. Viel mehr Informationen gab es an und für sich nicht zu sammeln. Er hatte die mögliche Todesursache erfahren – Tod durch Erstickten. Den möglichen Todeszeitpunkt – vor fünfundzwanzig Stunden. Und die mögliche Herkunft – Westafrika. Aber es gelang ihm noch nicht, sich vom Anblick des Toten loszureißen. In anderen Fällen war es ihm schon passiert, dass ihn die Toten gemustert hatten, während er sie betrachtet hatte. In diesem Fall sah es aber nicht so aus. Es war eher so, als würde er eine Art Verantwortung für diesen jungen Mann verspüren, der mit einem falschen Namenszettel ausgestattet in ein Leichenschauhaus gebracht worden war. Und während er bei dem Toten verweilte, der ihm weder die Frage beantworten konnte, wer er war, noch wie er dorthin gekommen war, hatte er eingesehen, dass es zwar Strafen dafür gab, einem Menschen das Leben zu nehmen, dass es aber mehr oder weniger risikofrei war, ihm auch den Tod zu nehmen. Und dass es nicht so sein sollte. Und am Ende in der Verantwortung eines Kommissars lag, diesem jungen Mann seinen Tod zurückzugeben.

Das gerichtsmedizinische Institut von Solna lag ein paar Kilometer vom Norra-Friedhof entfernt, und auf seinem Weg ins Zentrum von Stockholm, ins Polizeirevier, hielt er an dem großen Friedhof an, der früher einmal der schrecklichste Ort von allen gewesen war. Wo die *schlimmste Befürchtung schon eingetreten war*. Er hatte sich nicht an diesen Ort getraut. Aber das tat er jetzt. An das Grab, das eines von dreißigtausend war und sich in der

Abteilung 19B befand und die Nummer 603 trug. Ein einfaches weißes Kreuz und ein Messingschild, auf das ihr Name eingraviert war. **ANNI GRENS**. Er nahm ein paar Blätter auf, die der Wind dorthin geweht hatte, füllte die Gießkanne und goss die Rosen, das Heidekraut und die beiden Pflanzen mit den rosafarbenen Blüten. Er saß auf der Parkbank, starrte auf ein Stück Rasen und dachte an das Gesicht, das auf dem kalten Obduktionstisch lag. Und er fragte sich, ob es wohl jemanden gab, der den jungen Mann ebenso sehr vermisste, wie er – Grens – seine Frau vermisste.

Die unerwartete Hektik des morgendlichen Verkehrs hatte sich in die vorübergehende Stille des nachmittäglichen Verkehrs verwandelt, und es dauerte nur wenige Minuten vom Friedhof nach Kungsholmen und einem freien Parkplatz direkt vor dem Revier Kronoberg.

Ewert Grens erste Schritte im Flur der Ermittlungsbehörde Stockholm, seiner Abteilung, führten zum Getränkeautomaten und Knopf Nummer 38, schwarz, zwei große Becher. Er leerte den einen sofort, füllte nach und ging weiter zum nächsten Halt, der Tür von Mariana Hermanssons Zimmer.

»Guten Tag.«

Ihr Dienstzimmer betrat er selten. Das hatte sich so eingebürgert. Die um einiges jüngere Kollegin, auf deren Einstellung er so stolz war und die, ohne es selbst zu wissen, eine Art Tochterersatz für ihn war, hatte die Grenzen ihrer Integrität gezogen, und diese verliefen ungefähr genau an ihrer Türschwelle.

»Keine der als vermisst gemeldeten Personen aus dem schwedischen Fahndungsregister passt auf seine Beschreibung, Ewert. Ich habe auch in Kopenhagen, Helsinki und Oslo nachgefragt. Ohne Ergebnis.«

Er hatte die beiden während der Fahrt zum Leichenschauhaus angerufen, Mariana, die bereits an ihrem Arbeitsplatz vor den Papierstapeln der rund zwanzig parallel geführten Ermittlungen saß, und Sven, der kurz zuvor den Frühstückstisch in seinem Reihenhauses, mit Anita auf der einen und Jonas auf der anderen Seite, verlassen hatte.

Grens war auf dem Weg zu seinem Dienstzimmer.

»Sven?«

Die beiden einzigen Kollegen, die er leiden konnte.

Und die einzigen Kollegen, die ihn leiden konnten.

»Ich habe auf dem Weg im C-Haus und bei Interpol vorbeigeschaut, Ewert, wie du mich gebeten hast.«

»Ja, und?«

»Auch dort nichts. Weder in Sachen Zahnabdruck noch Fingerabdrücke. Keine andere Polizeibehörde auf der Welt sucht nach ihm.«

Noch drei Türen bis zu seinem Zimmer, er stellte die beiden Kaffeebecher auf den wackligen Tisch neben dem Sofa, das einmal dunkelbraun gewesen war und Streifen gehabt hatte. Der Kassettenrekorder stand auf dem Regal mit den abgeschlossenen Ermittlungen und den Büchern über Polizeietik, die noch immer geliefert wurden, obwohl er sie nie las. Er hatte gerade *Tweedle Dee* von Siw Malmkvist eingelegt und sich auf dem Sofa ausgestreckt, das inzwischen viel zu weich für seinen schweren Körper war, als ein Gesicht in der Öffnung seiner eigenen Tür auftauchte. Mit Falten, die ihn an den Badezimmerspiegel erinnerten, in den Grens jeden Morgen sah. Nils Krantz, der Kriminaltechniker, der schon genauso lange im Haus arbeitete wie er selbst.

»Hast du gerade Zeit, Ewert?«

»Noch nicht.«

»Zwei Minuten und ...?«

»Zwei Minuten und fünfundvierzig Sekunden.«

Krantz setzte sich auf den Besucherstuhl auf der anderen Seite des Tisches. Und wartete. Bis Siw fertiggesungen hatte. Ihm war im Laufe der Zeit auch schon mal der Kragen geplatzt, und dann hatte er mit dem Kommissar darüber gestritten, wie bescheuert es war, dringende Ermittlungsarbeit ruhen zu lassen, bis Musik aus den Sechzigern verklungen war. Aber inzwischen nahm er es hin, denn so ging es schneller.

Tweedle-deedeli-dee.

Ewert Grens streckte sich auf dem Sofa aus, dann drehte er sich zur Seite, um seinen Besucher besser zu sehen.

»Ihre allererste Aufnahme. Ever. Wusstest du das?«

»Ich möchte, dass du dich gerade hinsetzt, Ewert. Dann kannst du besser lesen.«

Der Kriminaltechniker hatte ein Blatt Papier dabei.

Er legte es auf den Tisch, schob es Grens hin.

»Ich habe mir die Leiche unten bei Errfors schon einmal angesehen. Um Zeit zu gewinnen. Die Daten zu seiner DNA bekommst du frühestens heute Abend, wahrscheinlich erst morgen. Aber ich habe etwas anderes gefunden. Etwas, das ... nicht stimmt.«

Krantz zog seine Lesebrille aus der Brusttasche seines Jacketts und reichte sie Grens.

»Lies das. Fünfte Zeile. Ich habe klare, um nicht zu sagen umfassende Spuren dieses Stoffes an mehreren Stellen entdeckt. Im Haar des Toten. Auf der Haut im Gesicht. Auf den Händen. Am unteren Rücken und ganz unten am Schienbein. Das heißt, auf allen Flächen, die nicht von den Klamotten geschützt wurden, bevor ihn jemand umgebracht, ausgezogen und zugedeckt hat.«

Der Zeigefinger des Kriminaltechnikers war leicht gekrümmt, darunter aber konnte man das Wort erkennen, das mit schwarzer Tinte unterstrichen war.

Ammoniumphosphat.

Grens zuckte mit den Schultern.

»Und was bedeutet das?«

»Feuerlöscher.«

»Feuer ... löscher?«

»Ammoniumphosphat ist der wohl wirksamste Hauptbestandteil – und deshalb einer der häufigsten – von Flammenschutzmitteln, die Feuer bekämpfen, indem sie es abkühlen.«

»Jetzt verstehe ich noch weniger. Brandverletzungen? Solche Leichen sehen doch meistens viel schlimmer aus.«

Der Kriminaltechniker streckte die offene Hand aus, wartete, bis Grens die Lesebrille abgenommen und sie ihm zurückgegeben hatte.

»Und genau das stimmt ja auch nicht – sein Körper weist nicht die geringste Spur auf, die darauf hinweisen würde, dass er sich auch nur in der Nähe einer offenen Flamme aufgehalten hat.«

Nachdem Krantz kurz darauf ging, um mit dem nächsten Fall weiterzumachen, der ebenfalls dringend war, denn alle Fälle waren das, lag Ewert Grens auf dem Sofa und lauschte der Musik aus einer anderen Zeit. Er lauschte und überlegte. Er dachte an das Leichenschauhaus – und daran, dass es seit seinem ersten Tag als frischgebackener Polizist ein natürlicher Teil seines Lebens gewesen war. Aber noch nie hatte er den Fall einer Leiche gehabt, die sich dort nicht hätte befinden dürfen.

Die von selbst dorthin gelangt war.

Die weder einen Namen noch eine Geschichte hatte.

Die niemand war.

ALYSON.

Ich erinnere mich, dass sie geflüstert hat.

Wir waren nicht besonders weit gekommen, die meisten lebten noch, ihre vorsichtige Stimme wanderte in der Finsternis zwischen den Atemzügen, suchte mich, und ich flüsterte zurück.

Alyson.

Ich bekam keine Antwort.

Ich habe noch immer keine Antwort bekommen.

»EWERT GRENS?«

»Mit wem spreche ich bitte?«

»Ist da *Kriminalkommissar* Ewert Grens?«

»Das kommt drauf an, wer anruft.«

Grens hatte geschlafen, als das Telefon klingelte. Viertel vor fünf. Er sah aus dem Fenster, Morgendämmerung.

»Um was geht es? Wer sind Sie?«

»Laura. Ich war die Frau, die ...«

»Ich weiß, wer Laura ist.«

Er setzte sich auf dem durchgelegenen Sofa auf. Er hatte das getan, was junge Kollegen als »klischeehaftes Übernachten im Büro« bezeichneten. Die hatten keinen blassen Schimmer. Man konnte Ewert Grens *niemals* beschuldigen, klischeehaft an seinem Arbeitsplatz zu übernachten, weil eine Ermittlung ihn dazu veranlasste, dort zu bleiben – er war es verdammt nochmal, der das überhaupt erst erfunden hatte! Klischees, das waren die anderen, alles nur Plagiate. Ein Original konnte kein Klischee sein.

»Ich weiß, wer Sie sind, Sie haben gelächelt.«

»Wie bitte?«

»Sie ... ja, Sie haben gelächelt. Ein schönes Lächeln. Dadurch habe ich ganz vergessen, dass ich mich inmitten von Leichen befand, die zerschnitten werden sollen.«

»Nun, wenn das so ist – könnten Sie vielleicht vorbeikommen? Trotz der Uhrzeit?«

»Wo vorbei?«

»Im Leichenschauhaus des Söder-Krankenhauses. Es ist schon wieder passiert. Ich habe einen toten Patienten zu viel.«

Durch Stockholm zu fahren, wenn ab und zu die Kirchenglocken fünfmal schlagen, kann unglaublich schön sein. Ein solcher Morgen war es. Ewert Grens genoss die Aussicht von der Västerbro, musste nicht ein einziges Mal auf der Hornsgatan und am Ringvägen bremsen. Sogar das Krankenhaus, das ehrlich gesagt keinen höheren künstlerischen oder architektonischen Ansprüchen genügte, wirkte einladend, als die Sonne die

oberen Stockwerke golden färbte. Wie beim letzten Mal parkte er zwischen den Krankenwagen am Eingang der Notaufnahme, eilte wieder durch die müden Flure, aber mit weniger Verletzten – in dieser Nacht hatte es kaum Autounfälle und Schießereien gegeben.

Laura stand vor der Stahltür des Leichenschauhauses und wartete auf ihn – mit demselben warmen Lächeln, das ihn aufrichtete, ihn leichter machte. Inzwischen wusste er auch, dass es nicht berechnend war, aufgesetzt – sie hatte keine Ahnung gehabt, was er meinte, als er es vorhin am Telefon erwähnt hatte.

»Guten Morgen, Herr Kommissar. Oder ist es überhaupt schon Morgen? Vielleicht eher späte Nacht?«

»Morgen. Glaube ich. So oder so, Sie haben heute sehr früh angefangen.«

»Ich konnte nicht schlafen. Und dachte zuerst, es liegt daran, dass ich in Verzug bin und heute mehr Patienten als sonst vorbereiten und öffnen muss. Gestern kam ja eine Menge dazwischen – die zusätzliche Leiche, Ihr Besuch und die vielen Fragen von der Leitung des Krankenhauses.«

Sie nickte ihm zu, gab ihm zu verstehen, dass er ihr folgen solle, und sie gingen durch den schmalen Gang, der in den Obduktionssaal und die Kühlkammer führte.

»Aber *daran* lag es nicht. Es war ... ja, eher ein Gefühl.«

»Ein Gefühl?«

»Ja, ich weiß auch nicht recht, ich kann es kaum erklären, aber es war, als wüsste ich, dass sich das, was gestern passiert ist, heute wiederholen würde.«

Laura lächelte nicht mehr, sie sah auf einmal ziemlich traurig aus.

»Oder besser gesagt, Herr Kommissar, dass es sich schon wiederholt *hatte*.«

Sie ging zu der Kühlbox, in der auch der junge Mann untergebracht gewesen war, dort war Platz für zwölf Leichen in zwölf gleich großen Fächern.

»Ich habe sie alle durchgezählt – die hier liegen, und die in der zweiten Kühlbox liegen. Obwohl ich es eigentlich gar nicht hätte tun müssen.«

Sie zog eine der Metallbahnen heraus, ganz links in der mittleren Reihe.

»Ich wusste einfach, dass es eine Leiche zu viel sein würde.«

In ein weißes Laken gehüllt, genau wie der junge Mann, und ebenso wie

Es ist mir wichtig, dass sie auf dem Bild, das ich mir von ihr mache, eine Haarfarbe hat.«

»Das ist interessant. Das hätte ich nicht gedacht.«

»Meine Lieblingsfarbe ist blond.«

»Warum das denn?«

»Meine Mutter war blond. Und auch Kim Wilde. Meine Mutter war ein Fan von Kim Wilde, und ich erinnere mich, dass Kim mir gefallen hat.«

»Wie alt warst du, als der Unfall geschah?«

»Elf. Ich war elf.«

»Ich bin übrigens ebenfalls blond.«

»Nein, unmöglich!«

»Doch! Warum? Klar bin ich blond!« Karina hält mit ihrer Arbeit inne und schaut Nathaniels Spiegelbild in die Augen, oder besser: ins Auge, denn das andere ist immer geschlossen. Es erwidert ihren Blick nicht, es blickt verloren ins Unendliche, während das andere wie ein Fremdkörper in dem sonst symmetrischen, fast bubenhaften Gesicht wirkt. Ein attraktiver Mann, denkt Karina. Sein Teint ist blass wie Elfenbein. Als wäre Nathaniel ein lichtscheues Wesen aus einer Fabelwelt. Das lässt ihn, obwohl er großgewachsen ist, zerbrechlich wirken.

»Dann sind sie gefärbt.« Nathaniel holt Karina aus ihren Gedanken zurück.

Sie pufft ihn sanft gegen die Schulter. »Sind sie nicht!«

»Sind sie doch!«

»Wie kommst du drauf?«

»Ich kenne dich jetzt schon eine Weile. Und für mich hast du seit jeher kurzes schwarzes Haar.«

»Du bist lustig. Ich trage meine Haare lang. Meine blonden ungefärbten Haare.«

Nathaniel stöhnt auf. »Ich hätte wohl mal fragen müssen.«

»Hättest du wohl.«

Als sich Nathaniel in seinem neuen Look, den er niemals kennen wird, von Karina verabschiedet, entschuldigt er sich dafür, dass sie in seiner Vorstellung noch immer schwarzhaarig sei. Aber er werde versuchen, das Bild in seinem Kopf bis zum nächsten Besuch zu revidieren.

Nathaniel ruft Alisha, die bei der Tür gewartet hat, fasst das Geschirr und macht sich auf den Nachhauseweg. Mit dem neuen Haarschnitt fühlt er sich für das Familienessen gleich viel besser gewappnet. Obwohl er bereits ein Geschenk für seine Mutter besorgt hat, beschließt er, unterwegs noch Blumen zu kaufen. Er fragt sein Handy, wo der nächste Blumenladen liegt, und lässt sich dorthin dirigieren. In der Hoffnung, dass der Akku des Geräts nicht leer ist, bevor er am Ziel angekommen ist, was mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit immer wieder passiert. Doch dieses Mal passt es. Er entscheidet sich für Sonnenblumen, denn er erinnert sich vage daran, wie sie aussehen; die Tapete im Schlafzimmer seiner Eltern zeigte ein Sonnenblumenfeld. Sonnenblumen verbindet er mit

Wärme. Vielleicht, weil er als kleiner Knirps früh morgens oft zwischen seine Eltern ins warme Bett gekrochen ist.

Wieder zu Hause, holt Nathaniel seine drei Hemden aus dem Schrank, tritt hinaus auf den Balkon, weil es dort heller ist als in seiner abgedunkelten Wohnung, und öffnet auf seinem Handy per Sprachbefehl die App *Be my eyes*. Ein nahezu blinder Däne hat sie aus der Not heraus erfunden, seither haben Zehntausende von Sehenden und Blinden sie heruntergeladen. Die Idee dahinter ist simpel: Es sind oft Kleinigkeiten des Alltags, die Blinde vor immense Probleme stellen – und bei denen ihnen Sehende aus der Ferne weiterhelfen können. Nathaniel nutzte die App zum ersten Mal, als er sich ein Sandwich streichen wollte und sich nicht sicher war, ob der Käse das Verfalldatum schon überschritten hatte und schimmelig war. Und jetzt will er wissen, welches der drei Hemden blau ist. Blau ist die Lieblingsfarbe seiner Pflegemutter.

»Be my eyes«, diktiert Nathaniel in sein Handy. Als die automatische Frauenstimme ihm sagt, er könne per Doppelklick ein Gespräch anfordern, tippt er zwei Mal auf das Gerät. Sofort wählt die App per Zufallsgenerator eine Mehrzahl von Sehenden an. Mit demjenigen, der am schnellsten rangeht, wird er in wenigen Augenblicken per Videochat verbunden sein. Seine Handykamera wird dem Sehenden zeigen, was Nathaniel selbst nicht sieht.

»Hallo?«, ruft Nathaniel in sein Telefon, als eine Verbindung zustande gekommen zu sein scheint.

Vorerst hört er einzig ein Rauschen.

»Hallo, hier ist Nathaniel. Können Sie mich sehen?«

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLIICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)